



Linguistik-Server Essen

Jan Schreiber:

Lingualer Relativismus

Eine sprachphilosophische Deutung
der Sapir-Whorf-Hypothese

© Redaktion LINSE (Linguistik-Server Essen); Erscheinungsjahr: 2004
Universität Duisburg-Essen, Standort Essen, Fachbereich 3, FuB 6
Universitätsstraße 12, D-45117 Essen | <http://www.linse.uni-essen.de>
Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen ist nur mit ausdrückli-
cher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Inhalt

0	Einleitung	3
1	Relativität/Relativismus: Eine Annäherung	7
2	Das linguistische Relativitätsprinzip	11
2.1	Vorläufer.....	11
2.2	Boas, Sapir, Whorf	12
2.2.1	Boas	12
2.2.2	Sapir.....	13
2.2.3	Whorf.....	20
3	Literatur	24

0 Einleitung

Wie verhalten sich Denken und Sprechen zueinander? In seinem Aufsatz *Science and Linguistics* schreibt Benjamin Lee Whorf (1956) dem Alltagsverstand – wohl zu Recht – die Sichtweise zu, die Sprache sei so etwas wie ein Transportvehikel zur Übertragung von Gedanken; ein Vehikel, das besser oder schlechter für diesen Zweck geeignet sein kann, auf keinen Fall aber konstitutiv für die Beschaffenheit oder gar für die Existenz des Transportgutes ist. Ein gedanklicher, selbst nicht sprachlicher „Gehalt“ wird nach dieser Vorstellung (in Ermangelung einer telepathischen Direktverbindung) vom Sender sprachlich codiert, anschließend über den akustischen, optischen oder taktilen Kanal übermittelt und an seinem Bestimmungsort vom Empfänger decodiert, d. h. wieder in reine Gedanken zurückübersetzt.¹

In der Sprachphilosophie und der Linguistik sind etwa vom 18. Jahrhundert an bis in die allerjüngste Vergangenheit immer wieder Zweifel an dieser Common-sense-Auffassung angemeldet worden. Diese Arbeit stellt den Versuch dar, im Rahmen einer Deutung des „Linguistischen Relativitätsprinzips“, das vor allem mit Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf in Verbindung gebracht wird, ein Gegenbild zum Sprachverständnis der „natürlichen Logik“ zu entwickeln.

Eine Formulierung, die Whorf dem Relativitätsprinzip gibt, lautet:

[The] background linguistic system (in other words, the grammar) of each language is not merely a reproducing instrument for voicing ideas but rather is itself the shaper of ideas, the program and guide for the individual's mental activity, for his analysis of impressions, for his synthesis of his mental stock in trade.²

Eine Sprache ist nach Sapir und Whorf nicht eine Sammlung von Etiketten für Dinge, die schon vor dem sprachlichen Zugriff so und nicht anders in bestimmte Klassen eingeteilt sind, sondern eine Sprache zu sprechen bedeutet, ihr je eigenes Klassifikationssystem zu verwenden; und der Wechsel von einer Sprache zur anderen beinhaltet den Wechsel des in ihr kodifizierten Klassifikationssystems (und damit eines „Weltbildes“ in einem noch näher zu spezifizierenden Sinn).

¹ Mit der Rede vom „Codieren“ soll hier bewusst an das nachrichtentechnisch motivierte Kommunikationsmodell von C. E. Shannon und W. Weaver (1949) angeknüpft werden, zu dem diese Common-sense-Vorstellung eine starke Affinität besitzt. – Die drei angedeuteten sinnlichen „Kanäle“ schöpfen die Möglichkeiten natürlich nicht aus: Prinzipiell möglich, aber für Menschen sehr aufwendig und wohl unzuverlässig wäre auch eine Kommunikation über Geruchs- oder Geschmackssinn.

Eine Schwierigkeit, mit der man sich insbesondere bei Whorfs Arbeiten zum Relativitätsprinzip auseinandersetzen hat, ist sein stark assoziatives Vorgehen: Analogie reiht sich an Analogie; in aller Regel sucht man vergebens nach einer schlüssigen Argumentation oder auch nur einer prägnanten Formulierung der These, die nicht zwei Sätze weiter schon wieder revidiert zu werden scheint. Man ist also fast gezwungen, sich die These selbst zurechtzulegen, um die es überhaupt gehen soll. Entsprechend hat es sich in der einschlägigen Literatur seit längerem weitgehend durchgesetzt, wenigstens zwei linguistische Relativitätshypothesen zu unterscheiden: Die „extreme“ Variante soll demnach besagen, dass die Sprache das Denken *determiniert*, die „mildere“ Variante behaupte lediglich einen *Einfluss* der Sprache auf das Denken.³ Ein bedeutender Teil der unabsehbar zahlreichen exegetischen Arbeiten zum Relativitätsprinzip befasst sich damit festzustellen, welche Variante Whorf oder Sapir denn eigentlich vertreten.

Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass weder Sapir noch Whorf damit glücklich gewesen wären, wenn man die nach ihnen benannte Hypothese mit einer der beiden Varianten identifizieren würde. Die sogenannte extreme Variante wäre in jedem Fall enorm unplausibel, wie an dem von Franz Boas stammenden Beispiel des Eskimo mit seinem sehr differenzierten Vokabular für Schnee noch gezeigt werden soll.⁴ Es wäre eine unglaubliche prästabilisierte Harmonie, dass einem Volk, das in Schnee und Eis lebt, Gott weiß woher eine Sprache zuwüchse, die so gut in diese Umgebung passt. Es muss irgend etwas geben, das es vor und neben der Sprache erlaubt, diese an die jeweiligen Lebensbedürfnisse anzupassen. Und was sollte das sein, wenn nicht Denken – zumindest in einem weiteren Sinn?

Wie steht es um die „schwächere“ Variante der These? Auch sie leidet zunächst unter einem unentrinnbar erscheinenden methodischen Problem: Wie soll man denn wissen, was jemand *denkt*, wenn er es einem nicht *sagt*? Man kann ja nicht „an der Sprache vorbei“ nachsehen, wie und was Muttersprachler des Deutschen und des Hopi im allgemeinen denken, das jeweils Gedachte in einem neutralen Medium miteinander vergleichen und bei hinreichend großer Verschiedenheit der „Denkungsarten“ folgern, sie müsse wohl eine Folge der Verschiedenheit der Sprachen sein (was fragwürdig genug wäre).⁵ – Was ist hier

² Whorf (1956), 212.

³ Penn (1972), 1; vgl. Lee (1996), 85.

⁴ Vgl. unten, S. 15.

⁵ Vgl. zu diesem Problemkreis der Zirkularität J. Fishman (1960), 329 und J. Greenberg (1954).

überhaupt sinnvollerweise unter 'Denken' zu verstehen, damit man es nicht von vornherein mit einer These zu tun hat, die vollkommen leer läuft?

Sapirs Unterscheidung zwischen begrifflichem Denken (conceptual thought) und Vorstellen (mental imagery)⁶ gibt einen ersten Fingerzeig, wie dieser Gordische Knoten zu durchschlagen ist. Vorstellungen (als Bilder vor dem „geistigen Auge“ verstanden) kann man in einem Sinne sicher zu den Gedanken rechnen. Doch: Meine Vorstellung mag dieselbe sein wie die meiner (nur) Griechisch sprechenden Freundin, oder auch eine ganz andere – wer könnte das beurteilen, *und wen interessiert es auch?* Was sich vor ihrem und meinem geistigen Auge abspielt, kann einfach nicht der Inhalt unserer Kommunikation sein. Sie kann nicht meine Vorstellung haben und ich nicht ihre. (Das gilt aber genauso für meinen Bruder, dessen Idiolekt dem meinen höchstwahrscheinlich sehr nahe kommt.)

Sobald ich mich jedoch einer Sprache bediene (selbst wenn ich dieses innere Bild, das ich da habe, nur zur Stützung meiner eigenen Erinnerung im Tagebuch beschreibe), rückt das, was ich da sage, unweigerlich an einen bestimmten Platz im „Weltbild“⁷ der von mir verwendeten Sprache. Meine Vorstellung, das Bild vor meinem geistigen Auge, gerinnt zu dem Satz, dass – sagen wir – ein rotes Auto vor mir steht. Doch was habe ich eigentlich gedacht, wenn ich das aufschreibe? Habe ich mir das Auto in einem bestimmten Rotton vorgestellt, oder unspezifisch in „der Farbe Rot“, die weder eine bestimmte Sättigung noch eine bestimmte Helligkeit besitzt? Hat mich jemand nicht richtig verstanden, wenn er aufgrund meiner Äußerung 'Da steht ein rotes Auto' sich das Auto in einem anderen Rotton vorstellt als ich? Man muss sich wohl von der Vorstellung freimachen, der Zweck der Sprache bestehe im Übermitteln geistiger Bilder.⁸ Wann immer wir sprechen, abstrahieren wir von bestimmten Aspekten der Wirklichkeit und greifen andere heraus. Dass dies verschiedene Sprachen in verschiedener Weise tun, ist die Pointe der Relativitätsthese, wie im folgenden gezeigt werden soll.

Es scheint, dass die Frage nach dem Verhältnis zwischen Denken und Sprechen eine gewisse Schiefelage besitzt: Insofern unter 'Denken' – auch – wesentlich subjektive Phantasiebilder u. ä. verstanden werden, ist sie schlicht unbeantwortbar, denn ich kann nie

⁶ Vgl. unten, S. 13.

⁷ Vgl. unten, S. 17.

⁸ Vgl. Waismann (1976), 233: „Erstens ist die Vorstellung für jeden Menschen eine andere, während die Bedeutung dieselbe ist; zweitens ist das, was man sich bei dem Wort 'rot' vorstellt, nicht die Bedeutung eines Wortes, sondern ein Beispiel für seinen Gebrauch (denken wir an Berkeleys Frage, ob man sich ein Dreieck im allgemeinen vorstellen kann, ein Dreieck, das weder spitzwinklig noch stumpfwinklig, noch rechtwinklig ist, sondern das eben nichts anderes ist als ein Dreieck).“

die Vorstellung von jemand anders haben. (Sie wäre dann meine Vorstellung und eben nicht mehr seine.)⁹ Insofern unter ‘Denken’ ein Insgesamt von begrifflich gefassten Gedanken verstanden wird, ist sie fast trivial zu bejahen: Es gibt immer nur den Gedanken, dass *s*, wobei für ‘*s*’ in jedem Fall etwas Sprachliches einzusetzen ist. Sobald man jemandem einen intersubjektiv fassbaren Gedanken *zuschreibt*, bewegt man sich in einer Sprache mit ihrem jeweiligen begrifflichen Raster, und insofern in einem bestimmten Weltbild.

Dieser Begriff des Weltbildes steht in Kapitel 2, dem Hauptteil dieser Arbeit, im Vordergrund. Es wird versucht, in einer Deutung vor allem der Sapirschen Texte zum Thema Relativität einen nichtmentalistischen Weltbildbegriff zu gewinnen, der in keiner Weise auf das rekurren muss, was „im Kopf“ eines Sprechers vorgeht. Deshalb stellt sich zumindest für Sapir auch das methodische Problem nicht, wie denn man denn an der Sprache vorbei das Bild von der Welt, das jemand hat, überhaupt eruieren kann.

Vorbereitend wird in Kapitel 1 der Versuch unternommen, gleichsam einen Schritt zurückzutreten und den Begriff der Relativität bzw. des Relativismus ein wenig schärfer zu fassen. Es stellt sich heraus, dass vor dem Hintergrund der hier vorgeschlagenen Erklärung Whorf – im Unterschied zu Sapir – gar keinen Relativismus vertritt.

⁹ Vgl. G. Frege (1892), v. a. 30ff.

1 Relativität/Relativismus: Eine Annäherung

Chaim Weizmann, der erste Staatspräsident Israels, soll nach einer gemeinsam mit Albert Einstein unternommen Schiffsreise über den Atlantik notiert haben: „Einstein erklärte mir jeden Tag seine Theorie, und bei unserer Ankunft war ich schließlich überzeugt, dass zumindest er sie verstand.“¹⁰ Relativitätsthesen (deren berühmteste sicherlich die von Einstein für den Bereich der Physik aufgestellte ist) gibt es in praktisch jedem Betätigungsfeld menschlichen Erkennens. Von der Kulturgeschichte über die Ethnologie, Linguistik und Geometrie bis zur Physik begegnet man immer wieder der These, etwas, eine Gegebenheit A, sei in irgendeinem für die jeweilige Disziplin spezifischen Sinne relativ zu einer Gegebenheit B.

Gemeinsam dürfte den meisten Relativitätsthesen sein, dass sie wenigstens zu Beginn ihrer Karriere unter Fachleuten heftig umstritten sind und unter Laien als schwer verständlich gelten; für etliche von ihnen gilt das wohl bis heute. Das liegt daran, dass sie uns etwas oft nicht Einfaches abverlangen: die Relativierung einer bis dato für „absolut“ gehaltenen Erkenntnis. Während es lange Zeit als unumstößliche Gewissheit galt, dass es zu einer gegebenen Geraden genau eine Parallele gibt, die durch einen außerhalb ihrer liegenden Punkt läuft, verlangte Johann Bolyai 1831 von seinen Zeitgenossen, dieses Parallelenpostulat als eines von mehreren, relativ zur gewählten Geometrie möglichen zu betrachten. In den – beweisbar widerspruchsfreien – nichteuklidischen Geometrien gilt es gerade nicht. Einstein verlangt von uns – was bis heute für manchen Nichtphysiker an eine intellektuelle Zumutung grenzt –, den absoluten Begriff der Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse durch einen Synchronizitätsbegriff zu ersetzen, der relativ zum Beobachterstandpunkt ist.

Dabei sind derlei Relativierungen aber keineswegs den Wissenschaften vorbehalten, wie das folgende, bewusst einfach gehaltene Beispiel zeigt: Ein Sprecher S_1 stellt fest, dass ein Gegenstand A sich links von einem anderen Gegenstand B befindet. Natürlich wird S_2 , die sich S_1 genau gegenüber befindet, dann feststellen, dass A rechts von B liegt. In diesem trivialen (und gerade deshalb instruktiven) Beispiel löst vermutlich jeder den (scheinbaren) Widerspruch, der sich dadurch ergäbe, dass etwas, was links von etwas anderem liegt, nicht rechts davon liegen kann, spontan durch eine *Relativierung* auf: Man geht (normalerweise ohne diesem Umstand die geringste Beachtung zu schenken) in einer solchen Situation dazu über, anstelle der *prima facie* unvereinbaren Aussagen 'A liegt links

¹⁰ Zitiert nach Hemme (1999), 8.

von B' und 'A liegt rechts von B' die Aussagen 'A liegt links von B aus Sicht von S₁' und 'A liegt rechts von B aus Sicht von S₂' zu verwenden. Die vormals zweistellig gebrauchten Relationsausdrücke '... liegt links von ...' und '... liegt rechts von ...' werden um eine Stelle erweitert zu: '... liegt links von ... aus Sicht von ...' bzw. '... liegt rechts von ... aus Sicht von ...'.

Der Begriff der Stelligkeit eines Prädikats stammt aus der – im wesentlichen auf G. Frege zurückgehenden – formalen Logik.¹¹ Er bezeichnet die Eigenschaft eines Prädikats, „Leerstellen“ mit sich zu führen und so seiner sprachlichen Umgebung bestimmte Bedingungen bezüglich der Art, vor allem aber bezüglich der Anzahl seiner begleitenden Ausdrücke aufzuerlegen. In der Linguistik ist im Prinzip derselbe Gedanke unter dem Schlagwort 'Verbvalenz' bekannt:¹² Es ist ein auch aus natürlichen Sprachen vertrautes Faktum, dass Verben eine bestimmte Anzahl obligatorischer Ergänzungen fordern (können). So fordert etwa das Verb 'geben' (außer in Sonderfällen) ein Subjekt, ein Dativobjekt und ein Akkusativobjekt: Beispielsweise ist

(1) * Peter gibt

ebenso wie

(2) * Peter gibt Paul

ungrammatisch und muss zu

(3) Peter gibt Paul das Buch

ergänzt werden.

In der Logik und der durch sie inspirierten Philosophie der idealen Sprache wird davon ausgegangen, dass jedem Prädikat eine bestimmte Anzahl von Stellen gleichsam mitgegeben ist; z. B.: '... ist weiß' (einstellig), '... ist größer als ...' (zweistellig), '... gibt ... an ...' (dreistellig). Dass man sich oft auch dann verständlich ausdrückt, wenn man ein Prädikat mit weniger Stellen („unterstellig“) gebraucht, liegt daran, dass der Äußerungskontext den Inhalt einer Stelle kenntlich macht:

Wenn beispielsweise Pia gegenüber Mia feststellt

(4) Peter ist größer ,

¹¹ Vgl. Gethmann/Siegwart (1991), 572ff.

¹² Vgl. Tesnière (1953) und (1969) sowie den Artikel *Valenz* in Bußmann (1990), 824f.

dann desambiguiert etwa Mias vorhergehende Frage 'Wer von den beiden [Peter oder Paul] ist größer?' die Aussage (4) zu

(5) Peter ist größer als Paul.

Motiviert durch das Links-rechts-Beispiel lässt sich aus diesen Überlegungen ein erstes allgemeines Kennzeichen des Relativismus gewinnen:

Ein Relativismus bezüglich eines Gegenstandsbereichs G plädiert dafür, dass mindestens ein G betreffendes Prädikat um eine Stelle erweitert wird.

Die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse gilt *relativ zum Beobachter*, die Existenz genau einer Geraden durch den Punkt \bullet , die zu einer gegebenen Geraden parallel ist, gilt *relativ zur unterlegten Geometrie*, und das Links- oder Rechtsliegen von Gegenständen gilt *relativ zur räumlichen Position* des Beobachters. Dass die „unterstellig“ gebrauchten Ausdrücke verständlich sind (und dass sogar eine Diskussion über die Relativierung aufkommt), liegt daran, dass der Bezugsrahmen unter Normalbedingungen konstant ist: Unsere Erfahrungswelt ist eben euklidisch, und wir bewegen uns im allgemeinen mit Geschwindigkeiten, die die Relativierung des zweistelligen Prädikats '... ist gleichzeitig zu ...' zu '... ist gleichzeitig zu ... aus Sicht von ...' nicht erforderlich machen.

In unserem trivialen Fall des Links- oder Rechtsliegens wird wohl niemand einen „Objektivismus“ vertreten, der dem „Relativismus der räumlichen Lage“ entgegenträte. Ein solcher könnte zunächst darin bestehen, einen der beiden betrachteten Standpunkte (den von S_1 oder den von S_2) als privilegiert auszuzeichnen und zu behaupten: „Obwohl es S_1 so *erscheinen* mag, als befinde sich A links von B, ist S_2 *objektiv gesehen* dennoch im Recht.“ In diesem Fall zumindest erscheint diese Position offenbar absurd. Doch eine etwas subtilere Form des Objektivismus würde behaupten: „Obwohl es S_1 und S_2 so *erscheinen* mag, als befinde sich A links bzw. rechts von B, ist *objektiv gesehen* keiner von beiden im Recht. Absolut gültig ist vielmehr: 'A liegt links von B aus Sicht von S_1 ' und 'A liegt rechts von B aus Sicht von S_2 '. Von meinem *neutralen Standpunkt* aus (aus der Vogelperspektive) kann ich das erkennen.“ Diese Position hat einen relativistischen und objektivistischen Zug zugleich. Je größer und grundlegender jedoch der Bezugsrahmen ist, desto unplausibler wird sie: Gegenüber dem Raum als Ganzem gibt es keinen neutralen Punkt, es gibt immer nur die Lage von Körpern zueinander. Wir können zwar einen Ursprung für unser Koordinatensystem festlegen (z. B. den Schnittpunkt des Nullmeridians mit dem Äquator), aber das ändert nichts daran, dass wir dann die Lage eines Körpers relativ zu einem anderen Körper (der Erde) bestimmen. Angewendet auf den Gegenstandsbereich Sprache

bedeutet dieses Prinzip, dass es keinen „sprachfreien“ Zugang zur Welt gibt, keinen Punkt, von dem aus man Sprachen auf ihre Angemessenheit hin beurteilen könnte – außer wieder in einer Sprache. W. von Humboldt hat diesen Punkt in seiner *Einleitung in das gesammte Sprachstudium* sehr deutlich formuliert: „Eine zweite Schwierigkeit ist, daß der Mensch von der Sprache immer in ihrem Kreise gefangen gehalten wird, und keinen freien Standpunkt außer ihr gewinnen kann.“¹³

Als zweites Kennzeichen des Relativismus lässt sich daher festhalten:

Ein Relativismus bezüglich eines Gegenstandsbereichs G plädiert dafür, dass es keinen bzgl. G neutralen Standpunkt gibt.

Es wird sich im folgenden Kapitel zeigen, dass Sapir ein Relativist im Sinne beider Kriterien ist: Er vertritt den Standpunkt, dass man nicht vom Weltbild schlechthin reden sollte und dass es prinzipiell kein Weltbild (in seinem Sinne) geben kann, das die vermeintlichen „Fesseln“ der Sprache abstreift und zur Welt, wie sie wirklich ist, vordringt. Whorf hingegen ist im Sinne der hier vorgeschlagenen Kriterien gerade kein Relativist: Für ihn ist es ein Defekt der Sprache, dass sie uns nicht zu einem unvoreingenommenen Standpunkt durchdringen lässt – was natürlich voraussetzt, dass es einen solchen gibt.

¹³ Humboldt (1973), 15.

2 Das linguistische Relativitätsprinzip

2.1 Vorläufer

Bedenken gegen die eingangs geschilderte naive Vorstellung von der Sprache als Transportmedium für sprachunabhängige Gedanken haben eine lange Tradition. Bereits im 18. Jahrhundert führen G. B. Vico und J. G. Hamann im Zuge ihrer Kritik an der Aufklärungsbewegung die historisch bedingte, empirische Sprache gegen die für die Neuzeit kennzeichnende Vorstellung einer sich selbst ermächtigenden, alles begründenden Vernunft ins Feld: Die Vernunft besitze, weil sie sich nur als Sprache verstehen könne, nicht die ahistorische Autonomie, von der die Bewusstseinsphilosophie seit Descartes ausgeht.¹⁴

Die Traditionslinie setzt sich über J. G. Herder zu W. von Humboldt fort. Humboldt publizierte die Quintessenz seiner sprachtheoretischen Überlegungen, die Abhandlung *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschen*, als Einleitung zu seiner Arbeit über das Kawi (eine auf Java gesprochene austronesische Sprache). Im Zuge seiner philosophischen Bemühungen um eine Vermittlung zwischen Objektivität und Subjektivität, die er gerade in der Sprache zu finden glaubt, formuliert er prägnant: „Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken.“¹⁵ Damit steht Humboldt – ähnlich wie Herder – in unmittelbarer Vorgängerschaft zur Sprachauffassung der Romantik. Vor dem Hintergrund des für das 19. Jahrhundert prägenden Nationalgedankens rücken die einzelsprachlichen Besonderheiten gegenüber den Gemeinsamkeiten stark in den Vordergrund. Für Herder wie für Humboldt ist die Beschäftigung mit den Nationalsprachen der Schlüssel zur „Geisteseigentümlichkeit der Nationen selbst“.¹⁶

Bemerkenswert ist, dass Humboldt diese (in der Akademie-Ausgabe seiner Schriften immerhin 344 Seiten umfassende und auch inhaltlich selbständige) Abhandlung, die vielen als „Summa“ seiner sprachphilosophischen Überlegungen¹⁷ gilt, dem Kawi-Werk als Einleitung mit auf den Weg gibt. Warum „versteckt“ er sie, wie Michael Böhler (1995, 215) es formuliert, in einem Werk, das zwar fraglos als epochal gelten kann, aber eine

¹⁴ C. F. Gethmann/G. Siegwart (1991), 551; vgl. K. O. Apel (1963).

¹⁵ Humboldt (1836), 33.

¹⁶ Humboldt (1836), 33.

¹⁷ Böhler (1995), 217.

Sprache behandelt, die sehr vielen Europäern entlegen bis uninteressant erscheinen dürfte, ja von deren Existenz wohl die meisten bis heute höchstens durch und wegen Humboldt wissen?

Ein Grund dürfte sein, dass erst eine Sprache, die sich von den – mit wenigen Ausnahmen ja recht ähnlichen – europäischen Sprachen stark unterscheidet, überhaupt den Gedanken nahe legt, eine solche Verschiedenheit müsse mit einer Verschiedenheit des Denkens korreliert sein, oder es handle sich beim Denken und Sprechen sogar um dieselbe Sache. Es würde kaum einleuchten, wollte jemand einen etwaigen Mentalitätsunterschied zwischen Deutschen und Niederländern nun ausgerechnet durch einen Verweis auf den Sprachunterschied erklären. Nur wenn sowohl die Sprachen als auch die nichtsprachlichen kulturellen Hervorbringungen zweier Völker sich signifikant voneinander abheben, gewinnt die These Relevanz und zugleich Plausibilität, die Verschiedenheit der letzteren sei eine Folge der Verschiedenheit der ersteren.

2.2 Boas, Sapir, Whorf

2.2.1 Boas

Auch Franz Boas, Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf, die oft als moderne Erben Humboldts gelten, formulierten ihre Varianten der These von der sprachlichen Bedingtheit des Denkens aufgrund ihrer Beschäftigung mit nichteuropäischen, für uns radikal „anderen“ Sprachen: Diesmal sind es die (autochthonen) amerikanischen Sprachen, deren von der indoeuropäischen radikal verschiedene Grammatiken Veranlassung geben, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Sprache und Erkenntnis zu postulieren.

Der deutschstämmige Ethnologe Boas kam 1920 im Zuge seiner kulturanthropologischen Studien zu dem – recht vorsichtig formulierten – Ergebnis:

[T]he categories of language compel us to see the world arranged in certain definite conceptual groups which, on account of our lack of knowledge of linguistic processes, are taken as objective categories and which, therefore, impose themselves upon the form of our thoughts.¹⁸

¹⁸ Boas (1920), zitiert nach J. A. Lucy (1992), 15.

Dann und nur dann, wenn wir uns der Funktionsweise unserer Sprache nicht bewusst sind (wenn sie also ein „Hintergrundphänomen“ im Sinne Whorfs¹⁹ bleibt), neigen wir demnach dazu, sprachimmanente Strukturen zu verobjektivieren und sie fälschlich für Eigenschaften der Realität zu halten. Boas ist also weit davon entfernt, wie Humboldt die Identität von Sprache und Geist zu behaupten. Er vertritt die weit schwächere (und überhaupt andersartige) Ansicht, dass sprachliche Ignoranz dazu verführen kann, Eigenschaften der Sprache auf „die Dinge selbst“ zu projizieren – ein gedankliches Motiv, das sich auch bei Sapir und Whorf findet.

2.2.2 Sapir

Boas' Schüler, der Ethnolinguist Edward Sapir, vertritt in seinem erstmals 1921 erschienenen einführenden Werk *Language: An Introduction to the Study of Speech* eine deutlich stärkere These, obwohl auch er keineswegs die Identität von Sprache und Denken unterstellt.²⁰ Dennoch ist er der Ansicht, dass das voll ausgebildete begriffliche Denken („conceptual thought“, im Unterschied zur Vorstellungskraft u.ä.) immer einer Sprache bedarf. Unsere Intuition, ein sprachloses, sprachunabhängiges Denken sei doch möglich, beruht Sapir zufolge auf einer Verwechslung – entweder zwischen dem akustischen Aspekt einer Sprache und ihrer formalen Struktur oder eben zwischen (begrifflichem) *Denken* und bloßem *Vorstellen*.²¹

Hier ist bereits eine Differenzierung angedeutet, die sich enorm klärend auf die – im allgemeinen nicht gerade durch präzise Unterscheidungen geprägte – Debatte um das Prinzip der sprachlichen Relativität auswirken kann: Der linguale Relativismus ist keineswegs gleichbedeutend (oder auch nur eng verwandt) mit der These, das Denken *tout court* sei ein „inneres Sprechen“. Wer das behauptet, leugnet introspektiv evidente Wahrheiten wie die, dass wir uns (oft) vor dem „geistigen Auge“ etwas vorstellen und dass dies für bestimmte kognitive Fähigkeiten (wie das in wohl jedem Intelligenztest vorkommende „räumliche Denken“) eine wichtige Rolle spielt. Dies ist logisch vollkommen unabhängig von (und folglich verträglich mit) der Behauptung, dass das „begriffliche Netz“, das wir der Welt gleichsam überstreifen, von Sprache zu Sprache variiert und dass deshalb

¹⁹ Vgl. Whorf (1991), 10.

²⁰ Er behauptet sogar ausdrücklich das Gegenteil: Sapir (1949), 15.

²¹ Sapir (1949), 15f. Vgl. Lucy (1992), 18.

wenigstens einige Wahrheiten (alias Gedanken) sprachrelativ sind. Eine Sprache ist wesentlich geprägt durch inferentielle Verhältnisse (materiale Folgerungsbeziehungen) zwischen ihren Begriffen,²² und das durch sie konstituierte „logische Netz“ lässt sich naheliegenderweise als das – oder als ein Teil dessen – auffassen, was Sapir vorschwebt, wenn er von der „formalen Struktur“ einer Sprache spricht. Während beispielsweise im Deutschen der Satz

(6) Die Lehrerin betrat das Klassenzimmer

den Übergang zu

(7) Eine Frau betrat das Klassenzimmer

erlaubt, gilt ein direktes Analogon dieses Schlusses für das englische

(8) The teacher entered the classroom

nicht, weil das Englische über keine direkte, monolexemische Entsprechung für ‘Lehrerin’ verfügt. Es drängen sich aufgrund des Beispiels natürlich sofort einige Fragen auf (etwa ob (8) überhaupt eine adäquate Übersetzung von (6) darstellt), doch es geht hier zunächst nur darum, an einem einfachen Beispiel die Metapher des begrifflichen Netzes provisorisch ein wenig klarer zu machen, die im folgenden noch eine wichtige Rolle spielen wird.

In dem zuerst 1931 erschienenen Aufsatz *Conceptual Categories in Primitive Languages* formuliert Sapir:

[Linguistic categories] are, of course, derivative of experience in last analysis, but, once abstracted from experience, they are systematically elaborated in language and are not so much discovered in experience as imposed upon it because of the tyrannical hold that linguistic form has upon our orientation in the world.²³

Die Kategorien unserer Sprache beziehen sich auf die Welt und sind bis zu einem gewissen Grade auch von ihr bestimmt: Wenn es keine Bäume gäbe, gäbe es wohl auch den Begriff ‘Baum’ nicht.²⁴ Aber das logische Netz, das unsere Begriffe miteinander verbindet, ist sprachimmanent und nicht in der Realität vorgegeben: Bäume sind deshalb z. B. keine Büsche, weil *wir* da einen Unterschied machen. Eine solche Differenzierung können wir zwar nur vornehmen, weil auch ein objektiver (intersubjektiver) Unterschied vorhanden

²² Dies wird besonders von Brandom (1994) betont. Verwandte Gedanken finden sich unter dem Stichwort ‘Prädikatorengel’ im sog. Erlanger Konstruktivismus; siehe z. B. Kamlah/Lorenzen (1972), 70 ff.

²³ Sapir (1964), 128.

²⁴ Dies ist eine empirisch gehaltvolle, wenn auch kontrafaktische Hypothese, kein Satz über eine logische Notwendigkeit.

ist: Wollte ich versuchen, ein alternatives Begriffspaar, 'Paum' vs. 'Pusch', einzuführen, indem ich hin und wieder auf einen Baum deute und sage „Das da ist ein Paum“, während ich nahezu gleich aussehende Gebilde nach Belieben *nicht* als Paum, sondern als Pusch klassifiziere, könnte ich niemals einen intersubjektiv verlässlichen Sprachgebrauch etablieren. Aber es zwingt uns auf der anderen Seite auch nichts, zwischen Bäumen und Büschen gerade so zu unterscheiden, wie wir es nun einmal tun: Ebenso gut könnten wir diese Unterscheidung eibnen, wenn sie sich praktisch nicht bewähren würde, so wie wir auch zwischen rotblättrigen und grünblättrigen Bäumen nicht (monolexemisch) unterscheiden.

Dass dies keine bloße Spekulation vom Lehnstuhl aus ist, zeigt das bereits von Boas angeführte, seither immer wieder diskutierte Beispiel der Wörter für Schnee in der Sprache der autochthonen Einwohner der nordamerikanischen Arktis:

Another example of the same kind, the words for snow in Eskimo, may be given. Here we find one word, *aput*, expressing *snow on the ground*; another one, *quana*, *falling snow*; a third one, *piqsirpoq*, *drifting snow*; and a fourth one, *qimuqsuq*, *a snowdrift*.²⁵

Es gibt nun keine Veranlassung, davon auszugehen, die Eskimos (Inuit) nähmen die Welt auf der physiologischen Ebene anders wahr als Sprecher einer europäischen Sprache (abgesehen vielleicht von dem eher geringen Ausmaß, in dem sich die Wahrnehmung „schulen“ lässt). Im Gegenteil ist die Annahme von für alle Menschen gemeinsamen – durch die physiologische Gleichartigkeit des Wahrnehmungsapparates verbürgten – sinnlichen „Rohdaten“ unerlässlich, wenn die Sprache überhaupt ihre kommunikative Funktion erfüllen soll. Dies lässt sich z. B. durch Hinweis auf den Primärspracherwerb plausibel machen: Nur wenn man davon ausgeht, dass das sprachlernende Kind und der sprachlehrende Erwachsene sich gemeinsam derselben Außenwelt gegenüber sehen, kann er ihm überhaupt beibringen, auf bestimmte Veränderungen im Gesichtsfeld mit 'Mama', 'Ball' usw. zu reagieren.

Doch unser Erkenntnisapparat ist mit bloßen Sinnesdaten entschieden „unterversorgt“. Bereits das Wahrnehmen *als* Schnee (im Unterschied etwa zu *aput*), das sich in dem logisch elementaren „Basissatz“ 'Dies ist Schnee' ausdrückt, rückt diese Wahrnehmung an eine bestimmte Stelle in einem durch die Sprache vorgegebenen System, einfach weil z. B. die Begriffe 'fallender Schnee' und 'Schnee' in einem subsumtiven anstatt in einem

²⁵ Boas (1911), 25.

exklusiven Verhältnis zueinander stehen, anders als ‘aput’ und ‘quana’. In diesem Sinne bilden die Begriffe einer Sprache ein – konventionelles, nicht durch die Wirklichkeit allein determiniertes – Geflecht. Und das Beispiel zeigt bereits, dass das begriffliche Geflecht einer Sprache nicht nur nicht von der Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist, diktiert wird, sondern noch nicht einmal so etwas wie eine anthropologische Konstante darstellt: Das Begriffsraster des Eskimo ist schon in einem eher einfachen Fall erkennbar dem des Deutschen (und anderer europäischer Sprachen) nicht isomorph.

Doch wer ist eigentlich derjenige, den es zu überzeugen gilt? Sapir scheint sich vornehmlich an Fachkollegen zu wenden, wenn er in dem 1924 erschienenen Aufsatz *The Grammarian and his Language* schreibt:

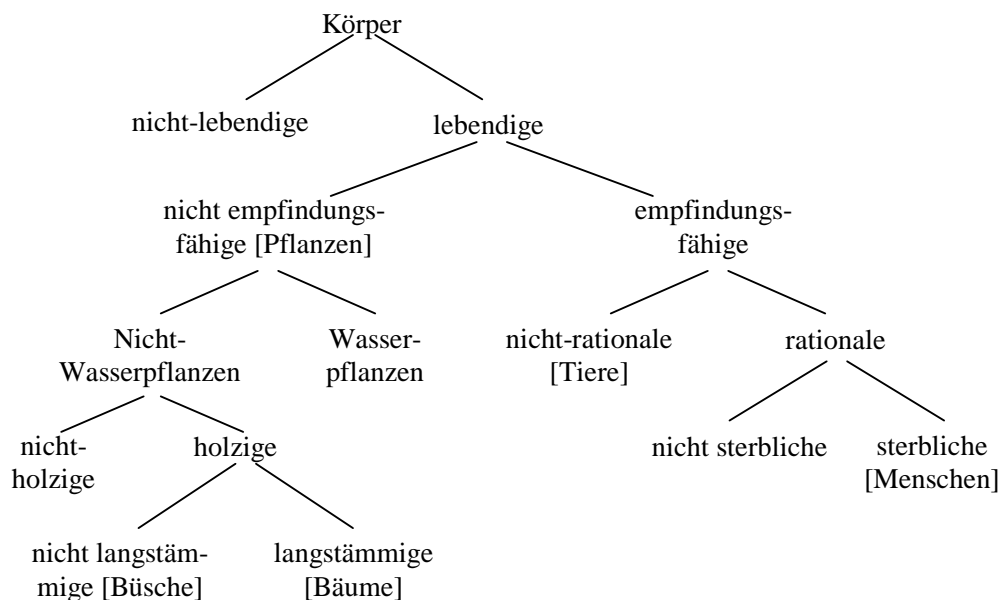
The upshot of it all [das Ergebnis vieler sprachkomparativer Untersuchungen] would be to make very real to us a kind of relativity that is generally hidden from us by our naïve acceptance of fixed habits of speech as guides to an objective understanding of the nature of experience. This is the relativity of concepts, or, as it might be called, the relativity of the form of thought.²⁶

Aus heutiger Sicht ist es nicht leicht vorstellbar, dass ausgerechnet „Grammatiker“ besonders in Gefahr geraten sollten, Eigenschaften des Begriffsrahmens ihrer Muttersprache zu verobjektivieren und in die Welt „hineinzulesen“. Man darf jedoch nicht übersehen, dass Sapir einer der ersten war, die sich im Gefolge von Boas (der in erster Linie Ethnologe war und kein Linguist) überhaupt wissenschaftlich mit den amerikanischen Sprachen auseinandersetzten. Erst mit dem von der US-Regierung in Auftrag gegebenen *Handbook of American Indian Languages* (vgl. Boas 1911) wurde eine systematische Beschreibung und Klassifikation der schon damals vom Sprachtod bedrohten „Indianersprachen“ in Angriff genommen, die dann in den vierziger Jahren die amerikanische Ausprägung des Strukturalismus im Umkreis von Z. S. Harris (Distributionalismus) mit hervorbrachte. Was für den heutigen Linguisten zum in der akademischen Frühsozialisation erworbenen Rüstzeug gehört, *gab es damals noch gar nicht*; Grammatik war im wesentlichen die traditionelle Lateingrammatik.²⁷ Und erst wenn man die tatsächliche Verschiedenheit der Sprachen so deutlich vor Augen geführt bekommt, wird einem wohl die Naivität der Sichtweise klar, vor der Sapir warnen will.

²⁶ Zitiert aus der Aufsatzsammlung Sapir (1963), 159.

²⁷ Seltsam ist das schon, denn es ist ja nicht so, als wäre „das abendländische Denken“ in der Neuen Welt zum ersten Mal mit dem „Anderen“ konfrontiert gewesen. Aber in älteren sprachkomparatistischen Arbeiten findet man vielfach eine unter Berufung auf Humboldt formulierte (hier freilich böswillig karikierte) Deszendenztheorie, nach der sich die Sprachen von einer unüberschaubaren grammatischen

Und mindestens bis Kant, in vielen Hinsichten auch weit über seine Zeit hinaus, glaubte die traditionelle Philosophie in der Tat, mit dem Begriffsraster der jeweiligen natürlichen Sprache (meist natürlich des Lateinischen) objektive „Strukturen der Realität“ aufzufinden und nicht eines von mehreren möglichen Angeboten zu machen, mit dem sich die „Manngfaltigkeit der Erfahrung“ in ein begrifflich bearbeitbares, ansatzweise überschaubares Ganzes verwandeln lässt. Jenes „ontologische Paradigma“²⁸ scheint Sapir (und mit ihm Boas und Whorf) als die „natürliche Einstellung“ zu betrachten. Ziehen wir noch einmal das botanische Beispiel ‘Busch’ vs. ‘Baum’ heran, um die Überlegungen mit Leben zu füllen, und versuchen wir, es in einen Ausschnitt der berühmten *Arbor Porphyriana* zu integrieren, die jahrhundertlang das Denken (nicht nur) der Philosophen prägte.²⁹



So ungefähr hätte vermutlich ein Scholastiker Büsche und Bäume im Kosmos des Seienden insgesamt platziert, und er hätte geglaubt, damit das „Seiende“ einfach nur neutral abzuschildern, weshalb er dieses Stemma (oder ein anderes, jedenfalls genau eines) für alternativenlos gehalten hätte. Nur letzteres ist es, wovor Sapir warnen will, wenn ich seine Bemerkung recht verstehe, die Kategorien einer Sprache seien „not so much discovered in experience as imposed upon it“ (vgl. oben, Fn. 23). Die durch das

Überkomplexität über das gesunde Mittelmaß des Lateinischen zum Verfallsstadium der isolierenden Sprachen entwickeln.

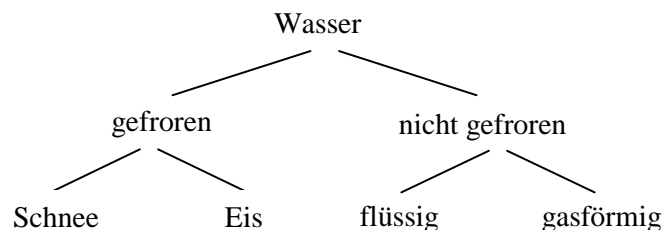
²⁸ Es ist sehr verbreitet, in der Geschichte der Philosophie drei Paradigmen zu unterscheiden: Das ontologische, das bewusstseinstheoretische (Descartes, Kant) und das bis heute andauernde linguale (zu dessen Exponenten v. a. Wittgenstein und Gadamer zählen, oft werden auch Frege, Heidegger, Husserl hinzugezählt). Vgl. beispielsweise Gethmann/Siegwart (1991).

²⁹ Das Modell entstammt der Einleitung (gr. *Isagoge*) zu Porphyrius’ Kommentar zur Aristotelischen Kategorienlehre. Die graphische Darstellung stammt m. W. nicht von Porphyrius selbst, sondern ist eine bis heute zur philosophischen Allgemeinbildung gehörende (vermutlich scholastische) Didaktisierung.

Baumdiagramm dargestellte „Karte der Welt“ ist diejenige, die *unsere* Sprache und eine ihr sehr ähnliche entwirft. Wer zwischen Büschen und Bäumen nicht unterscheidet, hat nicht einen wesensmäßigen Unterschied übersehen und deshalb eine unvollständige Karte, sondern hat vielleicht andere praktische Zwecke, die diese Unterscheidung nicht erfordern.

Wohl gemerkt ist an einem solchen Schema nichts auszusetzen. Anders als Whorf (vgl. unten, § 2.2.3) behauptet Sapir m. W. nirgends, dass die Welt, wie sie wirklich ist, durch das einer Sprache innewohnende Geflecht von begrifflichen Abhängigkeiten „verzerrt“ würde und dass man der „Realität an sich“ näher käme, je mehr Sprachen man spricht. Im Gegenteil: Wenn seine Ansicht über das begriffliche Denken hier recht verstanden wurde (vgl. oben, Fn. 21), sind wir gezwungen, *einen* solchen begrifflichen Rahmen als unseren zu akzeptieren, wenn wir mehr wollen, als „im Hier und Jetzt“ gelegentlich einmal etwas, was uns auffällt, irgendwie zu benennen. Indem ich einen Baum als Baum klassifiziere, setze ich ihn zu einer Reihe gleich- und verschiedenartiger Dinge in eine Beziehung: Diese Buche hier und jetzt, mit dieser ganz individuell gefurchten Rinde, ist genau wie die Esche von gestern und die Tanne von vorgestern ein Baum und kein Busch und keine Blume.

Falsch wäre es nur, zu erwarten, dass jede „vernünftige“ Sprache gefälligst für jeden Knoten im Stemma ein Etikett bereitzuhalten habe, weil es ja die Welt widerspiegelt, wie sie ist. In diesem Fall würde ein Wechsel der Sprache tatsächlich nur einen Austausch der Etiketten, beispielsweise für die Idee des Baumes bedeuten. Doch bereits die Unterstellung, dass für zwei kaum verwandte Sprachen das Bild der Abhängigkeiten über weite Strecken isomorph sei, ist gewagt. Das Schnee-Beispiel macht deutlich, dass ein zumindest hochplausibles Schema für das Deutsche sich für das Eskimo nicht derart „von selbst“ nahe legt:



Während ein Europäer dazu neigen würde, das Fallen, Liegen, Verweht-Werden usw. als „Akzidentien“ der „Substanz“ Schnee anzusehen, würde ein Inuit vielleicht ganz anders vorgehen und liegenden Schnee als Boden mit der Beschaffenheit so-und-so in der Nähe von z. B. Gras unterbringen, fallenden Schnee als Niederschlag, verwehten Schnee als

eines der „Wind-Phänomene“ und sehr festen liegenden Schnee vielleicht in der Nähe von Holz als Baustoff.

Zwei Dinge sind damit freilich *nicht* gesagt, und m. W. von Sapir auch nie behauptet worden. Man kann akzeptieren, dass Sprachen mit ihrem jeweiligen Netz begrifflicher Abhängigkeiten eine „Sicht der Welt“ darstellen, ohne (i) zu behaupten, dass beispielsweise ein Inuit durch seine primäre Sprachsozialisation eine nicht oder nur sehr schwer absetzbare „Brille“ aufgesetzt bekommt, die es ihm unmöglich macht, das, was wir insgesamt als ‘Schnee’ bezeichnen, *auch* als gleichartig (z. B. als weiß und nicht sehr temperaturbeständig) zu sehen,³⁰ oder (ii) dass die Sprache das Erkennen so vollständig determiniert, dass der umgekehrte Weg völlig verbaut ist. Letzteres wäre auch eine überaus seltsame These: Wieso ist denn das Eskimo mit einem so differenzierten Vokabular für Schnee ausgestattet? Doch wohl deshalb, weil die Sprecher dieser Sprache sich (zumindest historisch) in einem Umfeld bewegt haben, in dem es sehr viel Schnee – und nicht sehr viel anderes – gab. Ihre Vorfahren aber, die vermutlich aus Asien über die Beringstraße einwanderten, waren offensichtlich in der Lage, ihre Sprache allmählich an die neuen Gegebenheiten anzupassen. Und diejenigen, die weiter nach Süden zogen (und deren Nachfahren das von Whorf oft herangezogene Hopi sprechen) haben ihre Sprache aufgrund ihrer Wahrnehmung der Realität, die so anders als unsere gar nicht sein kann, offenbar auch so zugerichtet, dass sie sich in ihrer Welt erfolgreich verständigen können.

Auch wenn man zugesteht, dass der neuronale „Input“ für alle Menschen grundsätzlich der gleiche ist, kommt man so zu einer einigermaßen plausiblen Variante der Relativitätsthese: Je weiter ein Begriff im Gewebe der Sprache von den Rändern entfernt ist, die mit „der Welt“ Berührung haben, desto stärker dürfte sich der Unterschied zu anderen Sprachen auswirken: Mit dem Grenzfall der logisch wahren und der logisch falschen Sätze (Tautologien bzw. Kontradiktionen), die gar nichts über die Welt sagen,³¹ können Sätze dichten oder weniger dichten Kontakt mit den „Bread-and-butter-Wahrheiten“ der Wahrnehmungsurteile haben. Während Sätze vom Typ ‘Es schneit’, ‘Es regnet’ u. ä. sich *einigermaßen* in die meisten Sprachen übersetzen lassen dürften (zur Not mittels Umschreibungen à la ‘Es fällt Wasser vom Himmel’ in einer Sprache, die nur ein Wort für Schnee, aber keines für Regen hat), ist ein massiv kulturspezifischer Satz wie

³⁰ Diese These wird beispielsweise Lévy-Bruhl von J. Greenberg (1954, 8) zugeschrieben.

³¹ „Ich weiß z. B. nichts über das Wetter, wenn ich weiß, daß es regnet oder nicht regnet.“ Wittgenstein (1921), Satz 4.461.

- (9) Außenminister Fischer war heute zu Gast bei seinem Pekingener Amtskollegen, der ihn über die Menschenrechtslage in China aufklärte

wohl weitaus schwieriger in eine der unseren sehr fernstehende Sprache zu übersetzen. Denn selbst wenn die relativ „basalen“ Wahrnehmungssätze, mit denen dieser Sachverhalt unter anderem beschrieben werden kann (ein kleiner weißer Mann mit vielen Falten steht neben einem auch nicht größeren gelben Mann, der sehr viel spricht, beide sind fast gleich gekleidet, haben längliche Tücher um den Hals gebunden, einen Knopf im Ohr und lächeln angestrengt, usw.), mit hoher Wahrscheinlichkeit ohne großen Aufwand ungefähr aufeinander abbildbar sind, ist damit der Inhalt des deutschen Satzes (9) natürlich nicht annähernd wiedergegeben.³² Dass der Grenzfall der Unübersetzbarkeit für weit entfernte Sprachen gelegentlich erreicht wird, ist zumindest sehr wahrscheinlich.

2.2.3 Whorf

Benjamin Lee Whorf war weder Ethnologe noch Linguist, sondern eigentlich Chemiker und hauptberuflich bei einer Versicherung als Brandschutzexperte tätig. Indem er ab 1931 in Yale bei Sapir hörte, ging er im Grunde nur einem Steckenpferd nach. Es mag überheblich klingen, aber: Vielen seiner Texte ist das anzumerken. – Der Fairness halber sei jedoch gleich nachgeschoben, dass das Unsystematische an Whorfs Arbeiten zum Relativitätsprinzip sicher auch der Tatsache zuzuschreiben ist, dass sie über einen Zeitraum von etwa zehn Jahren verfasst wurden. Zu einer zusammenhängend entwickelten, bilanzierenden Arbeit kam es nie. Ein zweites Problem mag darin liegen, dass einige der einschlägigen Aufsätze sich eher an ein Laienpublikum wenden und im Interesse einer „Didaktisierung“ manches arg vergrößert darstellen. Sie sind es auch, die bis heute stark rezipiert werden, während seine weniger spekulativen Arbeiten über das Aztekische und das Hopi zumindest in Deutschland kaum bekannt sind.³³ Es soll hier also nicht der Eindruck vermittelt werden, man habe es bei Whorf mit einem in der Linguistik dilettierenden Versicherungsangestellten zu tun, der bloß durch die Popularisierung von Sapirs Thesen zu einiger Bekanntheit gelangt ist.

³² Das Beispiel legt schon die enge Verwobenheit von Welt- und Sprachwissen nahe, die Quine sprachphilosophisch behauptet: Mindestens ein Wissen über Politik und Geographie ist unterstellt, um einen solchen Satz angemessen verstehen zu können.

³³ Biographische Angaben nach Lucy (1992), 25.

Whorf übernimmt von Boas (und Sapir) die These von der „Gefährlichkeit der grammatischen Ignoranz“, wie man sie nennen könnte:³⁴ Wer sich der Tatsache nicht bewusst ist, dass er eine Sprache spricht (zu der es Alternativen gibt), verfällt leicht in den Irrtum, es könne gar nicht anders sein, als es der Ausdrucksbestand seiner Sprache nahe legt; so, wie wir im allgemeinen die Schwerkraft nicht bemerken. Er übersieht, dass er bereits mit einem einfachen Satz wie ‘Dort steht ein rotes Auto’ abstrahiert, indem er die Farbe als die gleiche wie die des Hydranten behandelt, obwohl es u. U. in gewissem Sinne sehr unterschiedliche Farben sind, die an den jeweils äußersten Enden des Spektrums dessen liegen, was wir als ‘rot’ bezeichnen. Und auch die Klassifikation als Auto ist eine Abstraktion: Was vor ihm steht, ist in einem anderen, auf das Alter bezogenen Klassifikationsschema vielleicht in derselben Klasse wie das Fahrrad, das daneben steht, aber in einer anderen als der Oldtimer zehn Schritte weiter.

Diese Sichtweise, dass eine *unerkannte* Grammatik das Risiko in sich birgt, sprachliche Phänomene als Eigenschaften der Welt auszugeben, führt Whorf zur Unterscheidung der „Kryptotypen“ und „Phänotypen“:³⁵ Das, was eine Wortklasse zusammenhält, muss keineswegs an den einzelnen Wörtern sichtbar sein, es kann sich auch um einen „verdeckten“ Zusammenhang handeln. Den Unterschied macht er in einem Vergleich zwischen dem Englischen und dem Lateinischen deutlich: Im Lateinischen ist (wie in vielen romanischen Sprachen) das Genus eines Wortes im allgemeinen an der Endung erkennbar; im Englischen hingegen ist das Genus zwar ähnlich omnipräsent, aber nur in Gestalt von Anaphern und Kataphern: Auf ‘Jane’, aber auch auf ‘nurse’ usw. bezieht man sich mittels ‘she’ zurück, auf ‘John’ usw. mit ‘he’, auf ‘dog’ mit ‘it’, aber auf ‘Fido’ mit ‘he’. Das macht deutlich, dass das begriffliche Gefüge einer Sprache sehr viel komplexer sein kann, als es beim ersten, naiven Hinsehen scheint. Selbst eine Sprache wie das Englische, das kaum noch über Deklinationen verfügt, kann als historischen „Rest“ noch eine grammatische Kategorisierung besitzen, die erst durch Betrachtung der Relationen von Wörtern untereinander, nicht an den einzelnen Wörtern zu sehen ist. Das ist gerade für komparative Sprachuntersuchungen eine wertvolle Einsicht. Und auch eine „covert class“ leistet auf subtile Weise ihren Beitrag zu dem Geflecht, in das eine Sprache die Dinge einbindet: indem Dinge zwar nicht semantisch, aber grammatisch³⁶ als gleichartig behandelt werden.

³⁴ Whorf (1956), 209. Vgl. oben, S. 12.

³⁵ Whorf (1991), 138; vgl. Whorf (1956), 88f. Eine gute Darstellung bei Lucy (1992), 26ff.

³⁶ Gerade das Beispiel des Genus macht das gut deutlich. *Die Lampe vor mir hat schließlich nichts Weibliches an sich.*

Das eigentliche Prinzip der sprachlichen Relativität, der Konventionalität der Kategorisierung von Welt, liest sich bei Whorf so:

The categories and types that we isolate from the world of phenomena we do not find there because they stare every observer in the face; on the contrary, the world is presented in a kaleidoscopic flux of impressions which has to be organized by our minds – and this means largely by the linguistic systems in our minds. We cut nature up, organize it into concepts, and ascribe significances as we do, largely because we are parties to an agreement to organize it in this way [...].³⁷

An dieser Stelle geht Whorf nicht über das hinaus, was oben in der Diskussion von Sapirs Thesen gesagt wurde. Doch es scheint, dass das, was Whorf unter ‘Weltbild’ (in den beiden meistzitierten Formulierungen Whorfs: „picture of the universe“ und „view of the world“)³⁸ versteht, mehr ist, als sich in den (von mir zur Kenntnis genommenen) Texten Sapirs finden lässt. Bei Sapir scheint durchweg das in einer Sprache kodifizierte Kategoriensystem gemeint sein, anhand dessen die Welt aufgegliedert wird und das erst den Hintergrund abgibt, vor dem „Tatsachen“ überhaupt formulierbar sind: die „Art des Gegebenseins von Welt in den Kategorien und semantischen Gliederungen einer Sprache“.³⁹

Oft scheint auch Whorf dies im Auge zu haben. Doch in vielen seiner Anwendungsbeispiele⁴⁰ wird deutlich, dass er unter ‘Welt’ oft auch die Gesamtheit dessen versteht, was jemand für eine Tatsache hält, von dem er glaubt, es sei der Fall;⁴¹ also etwas, was sehr viel konkreter ist: Denn nur innerhalb eines Weltbildes im ersten Sinne kann ein Weltbild im zweiten Sinne überhaupt „zur Sprache kommen“. In mehreren konkreten „Anwendungen“ des Relativitätsprinzips versucht Whorf auf verschiedenen Wegen zu zeigen, dass die Sprache uns dabei *in die Irre führen* kann. Hier liegt ein großer Unterschied zu Sapir: Die Pointe der Sapirschen Relativitätsthese, wie sie hier verstanden wurde, ist gerade, dass eine Sprache nicht falsch oder richtig sein kann, weil es eine objektive Realität in einem bestimmten Sinne gar nicht gibt: Die Welt kann uns aus sich heraus nicht vorschreiben, wie wir sie zu klassifizieren haben, und es ist nichts falsch daran, eine Sorte Schnee (als Baustoff) mit einem ganz anderen Wort zu bezeichnen als eine andere (als Witterungsphänomen wie Niederschlag).

³⁷ Whorf (1956), 213.

³⁸ Whorf (1956), 214 bzw. 221.

³⁹ Gipper (1976), 219.

⁴⁰ In der deutschen Ausgabe (Whorf 1991) v. a. S. 74ff.

⁴¹ „Die Welt ist alles, was der Fall ist.“ (Wittgenstein 1921, Satz 1).

Das führt zu dem Punkt, der Whorf – anders als Sapir – eben nicht als Relativisten im Sinne der in Kap. 1 versuchten Erläuterung erscheinen lässt: Immer wieder ist bei ihm die Überzeugung zu bemerken, dass es doch eigentlich ein zu überwindendes Übel sei, dass man nicht durch die (einzelne) Sprache hindurch zu den Dingen selbst kommt und dass man möglichst viele Sprachen erforschen müsse, um zum „richtigen Denken“⁴² vorzustoßen. Whorf formuliert in der Tat auch die Hoffnung, mittels Untersuchungen der biologischen Konstanz innerhalb der Spezies Mensch einen neutralen, sprachunabhängigen Boden erreichen zu können:⁴³ „It was Whorf’s opinion that an investigation of the latter [der biologischen Konstanten] has the potential to provide linguistics with ‚a reference frame in which to describe strictly linguistic phenomena‘ without recourse to categorizations of experience which are themselves functions of a particular linguistically mediated conceptual frame“.⁴⁴

Mir erscheint das wie der Versuch, herauszufinden, ob der Tag denn nun 24 Stunden oder in Wirklichkeit doch nur 23 hat: So wie es keine Zeitmessung gibt, die ohne eine Skala auskäme, gibt es auch keinen intersubjektiven Gedanken, der ohne Sprache auskommt, und damit keine sprachfreie Wissenschaft: Auch die Biologie muss in irgend etwas formuliert werden, und auch die ausgefeilteste wissenschaftliche Kunstsprache enthält ihr jeweiliges Klassifikationssystem. Doch das ist, wie gesagt, kein beklagenswerter Missstand: Richtig und falsch klassifizieren kann man nicht, nur jeweils zweckmäßig oder unzweckmäßig, und ohne eine Klassifikation wäre die Welt nur ein ununterscheidbares Kontinuum von Realität, das Etwas oder das Eine oder das Alles. Es käme alles aufs Gleiche heraus.

⁴² Whorf (1991), 21.

⁴³ Whorf (1956), 113ff.

⁴⁴ Lee (1996), 91.

3 Literatur

- APEL, K. O. (1963): *Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico*. Bonn.
- BOAS, F. (1920): *The Methods of Ethnology*. In: *American Anthropologist* 22, 311-321.
- ders. (1911): *Introduction*. In: *Handbook of American Indian Languages*. Washington 1911-1922; 5-83.
- BÖHLER, M. (1995): Anmerkungen des Herausgebers in der Textsammlung: Humboldt (1973); 211-258.
- BRANDON, R. B. (1994): *Making it Explicit. Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Cambridge (Massachusetts)/London.
- BUSSMANN, H. (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- FISHMAN, J. A. (1960): *A Sytematization of the Whorfian Hypothesis*. In: *Behavioral Science* 5 (1960), 323-339.
- FREGE, G. (1892): *Über Sinn und Bedeutung*. In: *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* [NF] 100, 25-50.
- GETHMANN, C. F./SIEGWART, G. (1991): *Sprache*. In: E. Martens/H. Schnädelbach (Hgg.): *Philosophie. Ein Grundkurs*, Bd. 2. Reinbek bei Hamburg; 549-605.
- GIPPER, H. (1976): *Is There a Linguistic Relativity Principle?* In: R. Pinxten (Hg.): *Universalism versus Relativism in Language and Thought*. Den Haag; 217-228.
- GREENBERG, J. H. (1954): *Concerning Inferences from Linguistic to Nonlinguistic Data*. In: H. Hoijer (Hg.): *Language in Culture*. Chicago/London; 3-19.
- HEMME, H. (1999): *Die Relativitätstheorie*. Augsburg.
- von HUMBOLDT, W. (1836): *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschen*. Berlin. Zitiert nach der Textsammlung Humboldt (1973); 30-207.
- ders. (1973): *Schriften zur Sprache*. Herausgegeben von Michael Böhler. Stuttgart 1995.
- KAMLAH, W./LORENZEN, P. (1972): *Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens*. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- LEE, P. (1996): *The Whorf Theory Complex. A Critical Reconstruction*. Amsterdam/Philadelphia.
- LUCY, J. A. (1992): *Language Diversity and Thought. A Reformulation of the Linguistic Relativity Hypothesis*. Cambridge.
- PENN, J. M. (1972): *Linguistic Relativity vs. Innate Ideas. The Origin of the Sapir-Whorf-Hypothesis in German Thought*. Den Haag.
- SAPIR, E. (1949): *Language. An Introduction to the Study of Speech*. New York. (Zuerst 1921)
- ders. (1963): *Selected Writings of Edward Sapir*. Hg. von D. G. Mandelbaum. Berkeley.

- ders. (1964): *Conceptual Categories in Primitive Languages*. In: D. H. Hymes (Hg.): *Language in Culture and Society. A Reader in Linguistics and Anthropology*. New York; 128. (Zuerst in *Science* 74 (1931), 578.)
- SHANNON, C. E./WEAVER, W. (1949): *The Mathematical Theory of Communication*. Urbana (Illinois).
- TESNIÈRE, L. (1953): *Esquisse d'une syntaxe structurale*. Paris.
- ders. (1969): *Éléments de syntaxe structurale*. Paris (¹1959).
- WAISMANN, F. (1976): *Logik, Sprache, Philosophie*. Stuttgart.
- WHORF, B. L. (1956): *Language, Thought and Reality. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*. Herausgegeben von J. B. Carroll. Cambridge (Massachusetts).
- ders. (1991): *Sprache – Denken – Wirklichkeit*. Reinbek bei Hamburg.*
- WITTGENSTEIN, L. (1921): *Logisch-philosophische Abhandlung* (= Tractatus logico-philosophicus). Zitiert nach der kritischen Ausgabe von J. Schulte und B. McGuinness, Frankfurt (Main) 1989.

* Das Nebeneinander von deutscher und englischer Ausgabe dient nur dazu, mit Hilfe der deutschen Ausgabe Zitate bei der Hand zu haben, die sich grammatisch besser in den Kontext einfügen. Auf der anderen Seite wäre es kein guter Zug, Whorf für seine Unklarheit zu kritisieren, wenn diese in Wahrheit der deutschen Übersetzung anzulasten ist, wodurch sich deren ausschließliche Benutzung verbietet.